Capr. 126
VB

Anekdoten
und
Karakterzüge
aus
dem Leben
Friedrich des Zweiten.

Zwölfte Sammlung.

Mit Churfürstl. Sächsischem Privilegium.

Berlin 1788.
bei Johann Friedrich Unger.

Anekdoten
und
Karakterzüge
aus
dem Leben
Friedrich des Zweiten.

Zwölfte Sammlung.

Mit Churfürstl. Sächsischem Privilegium.

Berlin 1788.
bei Johann Friedrich Unger.

Im vorigen Monat sind fast zu gleicher Zeit von zwey Orten her Anekdotensammlungen erschienen. Ein Heft davon kam in Berlin heraus, unter dem Titel: **Beyträge zu den Anekdoten und Karakterzügen aus dem Leben Friedrichs des Zweyten.** — Das Publikum wird über den Werth derselben entscheiden. — Hierauf erfolgte von Küstrin her eine **Neue Sammlung** der Anekdoten und Karakterzüge aus dem Leben Fried-

richs

richs des Zweyten, deren Herausgeber meinen Titel gleichfalls benutzt hat.

Das Publikum kann aber sicher glauben, daß diese Anekdoten nichts weniger denn neu sind. Das einzige, was man neu nennen könnte, wäre der Einfall des Verfassers, daß er sogar ein Vademekumsgeschichtchen darin eingemischt hat, das zwar, wie er selbst sehr naif gesteht, den König gar nicht angeht, doch aber zur Belustigung diene.

— Die Leser dieser Anekdoten können sich fest darauf verlassen, daß alles, was nur Eigenthümliches in dem Karakter des unvergeßlichen Monarchen zu finden, und

bekannt

bekannt geworden ist, und noch bekannt werden wird, in diesen Sammlungen nach und nach soll aufgenommen werden.

Bey dieser Gelegenheit achte ich mich für verpflichtet, eine Anekdote als ganz ungegründet zu widerrufen, welche in der zehnten Sammlung Pag. 70 steht, wo ein gewisser abgedankter Officier aus Verdruß über fehlgeschlagene Hoffnung zur Versorgung und aus Noth eine Schmähschrift auf den Monarchen machte, und dieser auf die Entdeckung des Verfassers 50 Friedrichsd'or setzte u. s. w.

Ich hatte geglaubt, weil diese Geschichte in so vielen öffentlichen Blättern

gestan-

gestanden hatte, und sie niemand widerlegte, sie sey wahr. Nun aber erhielt ich überzeugende Beweise, daß diese Anekdote erdichtet, und auch nichts dergleichen auf die entfernteste Weise vorgefallen sey.

Der Herausgeber.

Die verwittwete Frau Landräthin von Manteufel, gebohrne von Münchew, war eine sehr geistreiche Dame, in deren Umgang der König als Kronprinz, während seines Aufenthalts in Cüstrin, viel Vergnügen und Unterhaltung fand. Da sie auf ihre Güter reisen wollte, erhielt sie folgendes Schreiben, in Form einer Kabinetsorder.

Seiner Königlichen Hoheit Unserm gnädigsten Kronprinzen und Herrn, wird so eben unterthänigst vorgetragen, daß die Frau Landräthin von Manteufel wider ihr Versprechen, sich dennoch unterstehen wolle, ihren Stab fortzusetzen, und von hier nach Pommern zu gehen. Wie nun Höchstgedachte Se. Königl. Hoheit an sol-

chem strafbaren Unternehmen nicht anders als Misfallen bezeigen können, da sie der Frau Landräthin Gegenwart höchst ungerne entbehren wollen, so protestiren Sie wider die intendirte Desertion nicht allein hiedurch aufs feyerlichste, sondern werden auch bey dem Gouvernement alles, wider solche vorzunehmende Echappade, dienliche anzuwenden nicht ermangeln. Welches Sie der Frau Landräthin nicht verhalten wollen, der Sie übrigens, wofern sie sich eines bessern besinnet, mit Gnaden gewogen bleiben. Gegeben Cüstrin, den 18. Dec. 1730.

Friedrich.

Im Jahre 1734, schikte Friedrich Wilhelm der erste einige Hülfstruppen nach dem Rhein, welche aus folgenden Regimentern be-

bestanden, nemlich aus dem Coselschen und Prinz Eugenschen Dragonerregimentern, und den Infanterieregimentern von Finkenstein, von Flanß, von Jeetz und von Röder; hiezu kam einige Artillerie und das nöthige Gepäck. Diese Truppen versammleten sich zu Berlin, und marschirten den 28. April aus. Der König, welcher beschlossen hatte, seinem Sohn dem Kronprinzen den Krieg von einer ernsthaften Seite zu zeigen, schickte ihn zu dem Heere, welches unter dem Oberbefehl des Prinzen Eugen stand, (wozu die jetzt gedachten preußischen Truppen gestoßen waren,) wo sich das französische Retranchement so eben mit der Belagerung vor Philippsburg beschäftigte, als der Prinz am 7ten Julius, nebst seinem Gefolge, im Lager anlangte.

Das erste was der Kronprinz vornahm, war: daß er sich dem Prinzen Eugen vor-

 stellte,

stellte, dem er ein sehr artiges Kompliment machte, und ihm unter andern sagte: er möchte erlauben, daß er zusehen dürfe, wie ein Held Lorbeern sammle. Der Prinz Eugen war ausserordentlich freundschaftlich gegen den Kronprinzen, und erwiederte: er bedaure, daß er ihn nicht eher in seiner Gesellschaft hätte haben können, da er ihm nüzliche Sachen hätte zeigen wollen, wovon in der Zukunft guter Gebrauch zu machen wäre, denn er sähe es an seiner Miene, daß er einst ein braver Feldherr werden würde. Auf den Mittag speiste der Kronprinz bei dem General von Groesfeld. Während der Tafel schossen die Franzosen aus dem Retranchement und aus den Redouten heftig auf die Werke der Belagerer. Der Prinz brachte einige Gesundheiten aus, und freute sich sehr, wenn es zutraf, daß sie von feindlichen Schüssen begleitet wurden.

Den

Den 8ten früh ritt der Kronprinz, in Begleitung des Prinzen von Bevern, des Generals von Röder und eines kaiserlichen Generals, nach der Redoute, welche den vorigen Tag von den Feinden so stark beschossen worden, stieg vom Pferde, ging hinein und hielt sich darin eine halbe Stunde lang, auf, sah auch durch ein mitgenommenes Perspektiv nach den feindlichen Kanonen. Während dieser Zeit geschah von feindlicher Seite kein Schuß auf die Redoute. Hierauf begab er sich zu der preußischen Infanterie, welche sich vor dem Lager gestellt, und zwei Linien formirt hatte. Als er die erste Linie herunter geritten war, wollte er nach der zweiten reiten, begegnete aber, da er in die Hauptstraße kam, dem Prinzen Eugen, in Begleitung des Herzogs von Bevern; dies zog den Kronprinzen von seinem Vorhaben ab, und er begleitete ihn nach dem Hauptquartier.

Ungeachtet der Prinz Eugen nicht gern viel sprach, so unterhielt er sich dennoch mit dem Kronprinzen sehr lange und lebhaft, versicherte auch nachher zu verschiedenen Generalen und anwesenden hohen Personen, daß er von dem Verstande des Kronprinzen und dessen Betragen sehr eingenommen sei, und daß derselbe einen großen Geist habe.

Den 9ten gegen Abend, fuhren der Prinz Eugen und der Herzog von Würtenberg in einer Karosse nach dem Zelte des Kronprinzen, stiegen ab, und unterhielten sich mit ihm lange Zeit über sehr interessante Dinge, wo der Prinz Eugen den Scharfsinn des Kronprinzen nicht genug bewundern konnte.

Als sie von ihm Abschied genommen hatten, und der Prinz Eugen voranging, umarmte der Kronprinz nochmals den Herzog, und küßte ihn so lebhaft, daß es

der

der Prinz Eugen hörte, sich umwandte, und zu dem Kronprinzen sagte: Nun, und wollen denn Ew. Hoheit meine alte Backen nicht auch küssen?" – o herzlich gern! erwiederte der Kronprinz, küßte den Prinzen Eugen mit vieler Herzlichkeit verschiedenemale, und so schieden sie auseinander.

Während der Belagerung war der Prinz unermüdet, täglich die Linien zu bereiten, die Truppen zu besichtigen, und ließ sich jederzeit da finden, wo nur etwas bedeutendes vorfiel; welches eine allgemeine Aufmerksamkeit bei den anwesenden Prinzen und Generalen bewirkte, die ihn sämmtlich bewunderten.

Den 12ten Julius erhielt der Kronprinz ein Geschenk von dem Prinzen Eugen, welches aus 4 Rekruten bestand, die sämmtlich im ersten Gliede stehen konnten; worüber er sich sehr freute.

Den 13ten Julius um 2 Uhr, langte Friedrich Wilhelm im Lager an, nahm in seinem Zelte das Mittagsmahl ein, worauf er sich zu dem Prinzen Eugen begab. Nachdem der König mit demselben lange Zeit über das Wichtigste der damaligen Angelegenheiten gesprochen, fragte er auch nach dem Betragen des Kronprinzen, und ob der Prinz meine, daß er Soldat werden würde? — Der Prinz Eugen bejahete das letztere sehr kräftig und versicherte, daß derselbe gewiß ein großer General werden würde; machte ihm auch noch außerdem viel Lobeserhebungen, worüber der König sehr zufrieden zu sein schien, und sagte: das wäre ihm sehr lieb, da er immer gezweifelt, daß der Prinz Neigung zu dem Soldatenstand habe.

Der Kronprinz hatte hier Gelegenheit, außer dem Umgange mit den berühmtesten anwe-

anwesenden Generalen damaliger Zeit, auch eine Menge Fürsten und Prinzen zu sehen und kennen zu lernen, welche sich im Lager bei Bruchsal aufhielten.

Als Friedrich die Regierung antrat, hatte er noch einige Leute um sich, die er als Kronprinz geschäzt und seines Vertrauens gewürdigt hatte. Einer von diesen Lieblingen war über die Thronbesteigung des Königs äusserst entzückt, und stellte sich nun ein sehr glückliches, freudenvolles Leben vor. In diesen Gedanken schrieb er einem seiner Freunde in Paris: „Endlich hat unser geliebter Kronprinz den Thron bestiegen. Eilen Sie nach Berlin zu kommen, weil ihr Glück gewiß gemacht ist, und weil Vergnügen und Freude Sie erwarten". Hierauf schilderte er weiter in dem Briefe mit den komischsten

Aus-

Ausdrükken die Reize der Zukunft, welche sie zusammen in der Gesellschaft des Königs genießen würden. Nach Endigung des Briefes, las er ihn nochmals durch, lachte dabei vor sich selbst; kaum aber war er damit fertig, als der König, welcher unbemerkt hinter seinem Stuhle gestanden und mit gelesen hatte, über seinen Kopf den Brief wegriß, in viele Stükke riß, und voll Ernst zu ihm sagte:

Was soll das? — die Possen haben nun ein Ende.

Schrecken und Entsezen überfielen den Favoriten, und er lernte dabei, daß mit dem neuen Könige das nicht zu thun sei, was er vermuthet hatte.

So ausser allen Zweifel gesezt auch Friedrichs Erhabenheit und Größe des Karakters ist, so kann es doch noch als eine unfehlbare Bürgschaft derselben angesehen werden, daß seine Busenfreunde alle durchaus rechtschaffne und weise Männer waren. Dieser große Menschenkenner machte auch noch einen sichtbaren Unterschied zwischen diesen und denen, die sich bloß durch Talente und Witz hervorthaten. Unter jenen zeichnete er besonders den Bruder des Feldmarschall Keith, den Erbmarschall von Schottland, aus, der am meisten unter dem Namen Mylord Marschall bekannt ist. Da Friedrich glaubte: Ehrlichkeit und Gradheit sei überall nüzlich, und auch bei Staatsunterhandlun-

ungen am rechten Ort, so schikte er den Mylord Marschall als Gesandten an den französischen Hof. Bei dieser Gelegenheit sagte der König von ihm: „Ich habe von der Treulosigkeit, Undankbarkeit und Bosheit der Menschen so vielfältige Erfahrungen gemacht, daß ich vielleicht zu entschuldigen wäre, wenn ich gar nicht mehr an Tugend glaubte. Der gute Mylord, (so nannte er ihn beständig) hat mich so zu sagen gezwungen, wieder an sie zu glauben. Diese Gesinnung ist der Trost meines Lebens, und diesen verdank ich ihm.

Mylord Marschall hatte bei den Revolutionen in England und Schottland zur Zeit des Prätendenten eine wichtige Rolle gespielt. Er hatte sich als ein eifriger Jakobite gezeigt, deshalb war er seiner Güter beraubt, und aus seinem Vaterlande

verwiesen worden. Als Georg der Zweiter zur Regierung kam, interessirte sich der König von Preussen aufs lebhafteste bei demselben für seinen guten Mylord: und erhielt auch für ihn wirklich die Wiedererstattung eines großen Theils seines Vermögens. Bei dieser Gelegenheit mußte der Lord nach Schottland reisen. Von Dankbarkeit gegen die zärtliche Aufnahme, die er dort bei seinen Freunden und Landsleuten fand, durchdrungen, entschloß er sich, sein Leben bei ihnen zuzubringen. Deshalb forderte er seinen Abschied von seinem königlichen Freunde, der sich äußerst ungern von solch einem Manne trennte. Der Abschied zwischen dem erhabensten König und dem rechtschaffnen Mylord war höchst rührend. Sie umarmten sich brüderlich einigemal, und der König sagte weinend: Erinnern Sie Sich, im Fall es Ihnen in Schottland nicht gefallen

sollte, daß sie hier einen Freund haben, dem Sie stets fehlen werden, und dessen Klagen Sie enden können, so bald Sie nur wollen.

Nachdem er wirklich abgereist und in Schottland angekommen war, schrieb der König ihm unter andern:

Wäre ich eine Seemacht, so käme ich nach Schottland, Sie von dort zu entführen: so aber mein liebster Lord, kann ich nur die Arme der Freundschaft nach Ihnen ausstrekken; kommen Sie bei ihr zu leben, und werfen Sie sich ihr ganz in den Schoos.

Mylord widerstand diesen Bitten nicht lange, und kehrte bald zu einem König zurük, bei dem er sich nicht scheuen durfte, die strengste Wahrheit zu sprechen, und bei dem er nicht Gefahr lief, je durch sein scharfes Gefühl für wahre Menschenwürde die königliche Majestät zu beleidigen.

Friedrich ließ ihm bei seiner Rückkunft dicht vor Sans-Souci, diesem berühmten Aufenthalt der Musen und ächter Weltweisheit, ein bequemes Haus bauen. Es stand ihm frei, täglich mit dem König zu speisen. Doch war dies kein Muß. Wenn er es aber dem Könige vorher sagte, daß er ihm aufwarten würde, wartete der König auf ihn, bis Mylord nach seiner Bequemlichkeit kommen konnte. Bei Tafel suchte er ihm das aus, was er am liebsten aß: und nachher ließ er ihn in einem Zimmer des Schlosses, das er ihm ausdrücklich dazu erhielt, ungestört seine Mittagsruhe halten.

Mylord Marschall als er einem seiner Freunde seinen Aufenthalt in Sans-Souci beschrieb, drückte sich folgenderweise über den König aus: Dieses Schloß ist für mich eine Art von Kloster: in welchem ich mich recht glücklich fühle:

le: unser Pater Abt ist ein Mann, mit dem sich sehr gut und leicht leben läßt. Indes wenn ich in Spanien wäre, würd' ich mich doch Gewissenshalber verbunden achten, ihn der heiligen Inquisition als der Zauberei verdächtig, anzuzeigen. Denn hätte er mich nicht bezaubert, würd' ich wohl hier bleiben, wo ich nur das Nachbild der Sonne sehe, indes ich doch in dem unvergleichlichen Klima von Valenzia leben und sterben könnte?

Als Alter und Unvermögen den ehrwürdigen Greis nicht mehr erlaubten auszugehen, ging der König zu ihm, um, wie er selbst sagte, seiner Unterredung zu genießen, und sich bei ihm über die Beschwerlichkeiten der Regierungslast zu trösten. Mylord würde auch in seines Freundes Armen gestorben seyn, wenn der

große

große König nicht zu einem Krieg gezwungen worden, der ihn ganz Deutschland so werth, und dem ganzen Europa so interessant gemacht hat, und der vielleicht die schönste Epoche eines schon so ruhmvollen Lebens ist. Diese Trennung überlebte der rechtschafne gefühlvolle Mylord nicht lange. Er glaubte gewiß, den König, den er zärtlichst liebte, nicht wieder zu sehen, und diese Vorstellung beschleunigte sein Ende. Er starb im May 1778, also zwei Monath nach des Königs Ausmarsch.

Wir hoffen, daß alles was sich auf die Freundschaft dieser beiden ächten Philosophen bezieht, dem Leser nicht ganz uninteressant seyn werde. Wir stellen hier also so viel davon auf, als uns bekannt geworden ist. Mylord Marschall wollte die Wittwe eines sehr vornehmen Offiziers, die mit ihren Kindern in Dürftigkeit lebte,

heirathen, um ihr, die er sehr hoch schätzte, auf eine delicate Art, ein jährliches Einkommen so, als ob sie schon ihr Wittwen-Gehalt von ihm hätte, auszusetzen. Uebrigens wollte er ihr keinen Zwang auflegen. Sie sollte bleiben wo sie war. Der König erfuhr diesen seltsamen Entschluß des Mylords, und da er gewiß wußte, daß er gar keine Neigung zur Ehe hatte, rieth ihm der König ernstlich, von diesem Vorsatz abzustehen. Indes hatte er der Dame schon eine anständige Pension ausgesetzt, wovon sie mit ihren Kindern gut leben konnte, weil er, wie er sagte, diese Schuld seines Freundes von nun an als seine eigne ansahe, die er stets mit Freuden abtragen würde.

Manchem Leser wird es vielleicht lieb seyn zu lesen, was Mylord Marschall bald nach dem unglücklichen Ueberfall bei Hoch-

kirchen, wobei sein Bruder der Feld-Marschall Keith geblieben war, an einen seiner Freunde schrieb, um den König über diese unglückliche Begebenheit zu rechtfertigen.

Bei diesem letzten Vorfall, schreibt er, wo der eine Flügel seiner Armee überfallen worden ist, muß es an sonst etwas, gewiß aber nicht daran gelegen haben. Den 4ten October schreibt er mir noch folgendermaßen: Bis wir Schnee bekommen, steht es mit mir nur so so auf der Rippe. So sieht er die Wichtigkeit seines Postens als General der Armee an. Ferner sagt er: Sie haben gut reden, mein lieber Mylord; Sie wissen aber nicht, wie sauer es mir wird, wie unendlich viel Sorgfalt es meiner Seits erfordert, eine so verwikkelte Maschine zu regieren, bei der der geringste Vorfall alles vereiteln kann. Er gab mir zu verstehen, daß

er die Hälfte seines Ruhmes um ein wenig Ruhe dahin gegeben hätte.

Die Ursachen, welche einen so unglücklichen Vorfall veranlaßten, und beinah veranlassen mußten, sind durch große Männer und berühmte Schriftsteller hinreichend zergliedert worden. Eben so bekannt ist die ruhmvolle Art, wie Friedrich diesen Schaden zu ersetzen wußte, da er zwei Stunden vor Tages Anbruch gezwungen worden, sein Lager, seine Zelter, sein Geschütz, seine Munition, kurz alles in Stich zu lassen, und sich dennoch mit einer Armee, die kein andres Gewehr zur Vertheidigung mehr hatte, als ihre Bajonette, durch seine stolze muthige Fassung bei dem Feind in Ansehen erhielt, sich nur bis auf eine halbe Meile vom Schlachtfelde zurückzog, und sie dadurch abhielt, ihren Sieg zu benützen.

Eine

Eine Stunde nach dem Verluste dieser Affaire, fragte ihn eine Person, die er mit seinem Zutrauen beehrte, ob der Vortheil den die Feinde über ihn erhalten hätten, widrige Folgen für ihn haben würde? — Darauf kann ich nur erst nach vier und zwanzig Stunden antworten, sagte er. Den folgenden Tag erklärte er sich deutlicher. Er sagte zu der nemlichen Person: die Oesterreicher haben ihren Sieg nicht zu nutzen verstanden: wir wollen hier bleiben, und sie sollen die Belagerung von Neiß aufheben. Dies geschahe auch.

In diesen interessanten Zeitpunkt gehört noch, daß an eben dem Tage, an welchem Friedrich diese unverdiente Niederlage erlitt, er auch die Nachricht erhielt, daß seine allergeliebteste Schwester, die

Markgräfin von Bayreuth, die ihn wieder so ausnehmend liebte und schätzte, gestorben sei. Er hat nachher zu d'Alembert gesagt: Dieser Augenblick sei der schrecklichste seines Lebens gewesen, und er begreife immer noch nicht, wo er die Stärke hergenommen habe, zweien so harten Schlägen, womit ihn das Schicksal zugleich beugte, widerstehen zu können.

Als Mylord Marschall von seinem Gesandtschaftsposten aus Frankreich zurückgekommen war, gab ihm der König das Gouvernement von Neuf-Chatel, weil er meinte, dieser Posten schickte sich vollkommen gut zu dem philosophischen friedlichen Karakter des Mylord. Aber die Geistlichkeit machte ihm durch ihre feindseelige Streitigkeiten diese Stelle so unangenehm, daß er bei dem

König um seine Zurückberufung anhielt. Erstlich wollte der König nicht nachgeben, und setzte bloß zu seiner Erleichterung noch einen Vize-Gouverneur. Da aber Mylord sahe, daß die Geistlichkeit nicht aufhörte Kabalen so wohl gegen das Gouvernement, als gegen einander zu schmieden, so lag er dem Monarchen so lange um seine Entlassung an, bis Friedrich sich entschloß, nun ferner einen Mann nicht mehr von sich zu lassen, den er nur ungern entbehrt hatte. Das einzige Vergnügen, welches er während seines Aufenthaltes in Neuf-Chatel hatte, war, daß er den berühmten J. J. Rousseau in Schutz nahm, und ihm Gutes that. Indes so bald Mylord Marschall seinen Posten verließ, verfolgte die unruhige Geistlichkeit in Neuf-Chatel den unglücklichen Rousseau so, daß er heimlich die Flucht nehmen mußte. Friedrich, der zwar eben kein enthusiastischer

Verehrer Rousseau's war, wurde doch über die theologische Wuth seiner ungestümen Widersacher entrüstet, und schrieb ihnen ganz kurz:

„Ihr verdient nicht, daß man Euch be„schützt, es sei denn, daß Ihr Euer Be„tragen so evangelisch sanftmüthig einrich„tet, als bis itzt der Geist der Empörung, „der Unruhe, und der Aufwieglung darin „geherrscht hat. Potzdam, den 26. Febr. „1766.

Friedrich.

Zu Friedens-Zeiten war des Königs Leben in seinem eignen Sans-Souci höchst einförmig, wie das auch aus der schon angeführten Eintheilung seiner Geschäfte am Tage liegt; daher fragte einst jemand den Lord Marschall, ob er dort nicht Langeweile habe?

habe? — Wie sollte ich die Unverschämtheit oder das Herz haben, Langeweile zu haben, da ich das seltne Beispiel eines Königs vor Augen habe, der nie Langeweile hat? Der König selbst, fragte einst einen Gelehrten, den er schätzte: „Was ist Langeweile?“ Der Gelehrte antwortete, der König würde vielleicht an sich selbst die Erfahrung machen, wenn er sich die Mühe nähme, die übrigen europäischen Höfe zu besuchen.

Ein

Memorial eines gewissen Verwalters an Se. Königl. Majestät. Potsdam, den 19. Sept. 1743.

Tausend lieber guter König!
Höre doch nur ein klein wenig
Deines Knechtes Vortrag an,
Wie Du andern hast gethan.
Du erhörst mich ohne Zweifel
Denn ich bin ein armer Teufel,
Du hast an viel tausend Leuten
In den höchstbeglückten Zeiten,
Da Du Herr und König heißt
Gnade, Hülf und Schutz verleyht,
Drum will ich die Hoffuung fassen
Du wirst mich nicht hülflos lassen.
Jetzo lauf ich auf dem Lande
Bald im Koth bald auf dem Sande

Auf

Auf dem Felde her und hin,
Weil ich noch Verwalter bin,
Und bin bey dem Wirthschaft-Orden
Steif auf meinen Knochen worden;
Drum so bitt' ich laß mein Flehen
Dir zu Herz und Ohren gehen,
Räume mir ein Dienstchen ein,
Daß ich kann ein Schreiber seyn,
Denn ich wollte gern beym Schreiben
Bis ich sterben werd', verbleiben.
Nun ich will der Hoffnung leben
Du wirst mir ein Aemtchen geben
Daß ich bey der Schreiberey
Lebenslang versorget sey.
Dies ist eins, nun will ich's wagen,
Dir noch etwas vorzutragen:
Wirf von Deinem hohen Thron
Hundert Thaler meinem Sohn
Landes-Vater! gnädig hin,
Weil ich gänzlich Willens bin,

Wenn man wird surrexit singen
Ihn nach Halle hinzubringen,
Gleichwol ist das Ungelücke
Kein l'argent in meiner Ficke!
Drum ist meine Zuversicht
Ganz allein auf dich gericht,
Denn mein König! diese Gnade
Ist für Dich ein kleiner Schade.
Wenn mein Sohn für deine Gaben
Wird was rechts studiret haben,
Alsdenn soll er Dir allein
Ganz und gar gewidmet seyn.
Laß ihn mit zum Rechten rathen
Oder mach' ihn zum Soldaten.
Dies sind nun die beiden Sachen,
Die mir tausend Sorgen machen;
Großer Friedrich! setze Du
Dieserwegen mich zur Ruh,
Du alleine kannst die Plagen
Mir aus meinem Herzen jagen.

Ich und auch mein lieber Sohn,
Wünschen, daß Dein Königs-Thron
Möge fest und herrlich stehen,
Bis die Welt wird untergehen.
Nun mein König! will ich schließen
Laß die Schrift Dich nicht verdrießen,
Wie der Anfang so der Schluß,
Pauper ſum diabolus.
Ich bin bis ich sterb' und sinke
Großer König!

Dein Knecht
Linke.

Antwort des Königs.

Daß der Schreiber Linke
Nicht noch ferner sinke,
Soll er haben
Die erbetnen Gaben
Und ganz sicherlich
Von mir.

Friedrich.

Es bat jemand den König um eine Stelle. Der König versagte sie ihm. — Er schrieb wieder zurück an den König.

„Ich höre daß Eur. Majestät mir die Stelle, um die ich bat, verweigern. Das kann ich aber nicht glauben, denn Eure Majestät sind Sie mir schuldig, und sind zu gerecht. Eilen Sie denn also das zu thun, was Pflicht ist, und sich wegen eines Verdachtes zu rechtfertigen, der Allerhöchstdero Ruhm nachtheilig ist.“

Der König erstaunte über die Unverschämtheit des Supplikanten. Er ließ ihn vor sich kommen, und fragte ihn: „**Wer giebt Euch das Recht, in dem Ton mit mir zu reden, und worauf gründet Ihr Eure Forderungen?**“ Darauf, Ihro Majestät, daß ich verhungern muß, wenn Sie mir meine Bitte abschlagen. Das ist der geheiligtste aller Ansprüche. Und Sie sind mein

mein König. Der König schwieg, war gerührt, und gewährte.

Gleich nach Antritt der Regierung des Königs, beschwerte sich ein berlinischer Einwohner über erlittene Ungerechtigkeiten. „Er sey ein Ausländer, habe von einen hiesigen Juden zur Betreibung seines Gewerbes 300 Rthr. Vorschuß auf 6 Jahr zu 5 pro Cent erhalten. Der Jude habe ihn bey den hiesigen Stadtgerichten, da er ihn nach Verlauf der 6 Jahre nicht sogleich habe bezahlen können, belangt, und es so weit gebracht, daß ihm alles genommen wäre, so daß er jetzt ein ruinirter Mann sey, und mit seinen Kindern betteln müsse. Er bäte also um königlichen Schutz und Gnade.

Der König ward hierüber höchst aufgebracht, und befahl sogleich, ihm die Akten

darüber einzuhändigen. Es fand sich, daß der Jude dem Fremdling, der mit seiner Familie ganz arm in Berlin angekommen war, den Vorschuß gemacht, ihm auch eine Wohnung verschaft; daß aber dieser weder an Bezahlung der Interesse noch Capital gedacht, sondern alles liederlich durchgebracht, so daß der Jude aus den abgepfändeten Sachen kaum 80 Thaler erhalten hatte.

Der König ließ den Fremdling nebst dem Juden zu sich kommen, und sagte zum letztern:

„Hier hat er, als ein ehrlicher Jude,
„noch 310 Thaler, weil er einem
„Menschen hat aufhelfen wollen,
„und sey er immer ehrlich.

Zu dem Ausländer aber:

„Da er ein untreuer Haushalter
„gewesen ist, so verdiente er noch
„oben

„obendrein nach Spandau gesetzt
„zu werden. Ich will ihm aber
„bey Cüstrin eine Colonistenstelle
„anweisen lassen, daselbst bessere
„er sich."

Der König ließ den Mahler *** zu sich rufen, und zeigte demselben ein gemahltes Zimmer, worin verschiedenes verdorben war, das er ausbessern sollte. Eines Morgens, da dieser Mahler ganz früh in dem Zimmer arbeitete, und auf die Leiter steigen mußte, um oben etwas auszubessern, kam der König ganz sacht aus dem Nebenzimmer, und stellte sich an die Leiter, um dem Künstler zuzusehen. Da nun dieser oben mehrentheils fertig war, stieg er Stufe für Stufe herab, und betrachtete nachdenkend, ohne sich umzusehen, das, was er gemacht hatte. Da er von der letzten Stufe der

Leiter gestiegen war, und immer rückwärts ging, seine Arbeit zu untersuchen, trat auch der König immer zurück, um ihn nicht zu stören.

Als der Monarch nun bis ans Fenster getrieben war, und nicht mehr weiter konnte, trat ihm der Mahler auf die Füße. Dieser glaubte, sein Bursche stand hinter ihm, ward böse und sagte, indem er noch immer seine Ausbesserung betrachtete: „Bist du neugieriger Schlingel wieder hier?“ Der König antwortete sogleich: „Ja!“ Der Mahler, der eine fremde Stimme hörte, sah sich um, ward äußerst bestürzt, und bat fußfällig um Vergebung. Der König lächelte, erkundigte sich nach diesem neugierigen Burschen, und ließ ihn auf seine Kosten reisen. Er ward ein berühmter Mahler.

Als der König noch Kronprinz war, half er oft kleinen Muthwillen ausführen; unter andern ängstigte er oft eine Glaserfrau in Ruppin, damit, daß er sich in ihre Tochter verliebt stellte, und des Abends zuweilen Miene machte, in ihr Fenster hinein steigen zu wollen. Der mütterliche Eifer der Frau ging dann oft so weit, daß, wenn er den Kopf ins Fenster hinein steckte, sie ihn mit einer derben Korrektion wieder zurück wies: und dieses Spiel belustigte den damaligen Kronprinzen.

Gleich nach dem siebenjährigen Kriege machte sich die Frau auf, und ging nach Potsdam. Sobald der König nur ihren Namen auf dem Rapport erblickte, lachte er laut auf, und sagte: man sollte die Frau zu ihm bringen. Diese hatte aber keinen Befehl abgewartet, sondern sich schon

aufs Schloß verfügt. Des Königs Leute fragten, ob sie eine Bittschrift habe? — „Nein: ich will nur meinen gnädigsten König sehen.“ Und so kam sie wirklich vor ihn. „Nun Mutter“, rief ihr der König entgegen: „seyd ihr immer noch so böse wie sonst.“ — „Ach Ihro Majestät, Sie hatten wohl damals recht Ihren Spaß mit mir.“ — Nun gute Mutter wie geht es Euch denn jezt? — „Schlecht“. „So — Nun da habt Ihr vor der Hand etwas; Ihr sollt künftig mehr bekommen. — Die Frau weigerte sich etwas zu nehmen; und ließ sich nichts aufdringen. Sie sagte: „nun habe ich meinen König gesehen, nachdem er so viel ausgestanden und so große Thaten gethan hat;“ und eilte nach ihrem Gasthof zurück. Hier wurde sie auf Königl. Befehl herrlich bewirthet; und der König ließ ihrem Sohn, weil

sie doch nichts nehmen wollte, so lange er lebte, monathlich 10 Thaler auszahlen.

Hier ist ein Brief, welchen Friedrich im Jahr 1743. an Jordan schrieb. Man sieht den Ton darin, den Friedrich gegen seine Vertrauten führte. Ein Drechsler hatte den Einfall gehabt, daß es dem König viel Geld ersparen würde, wenn man sich statt der gewöhnlichen Kanonen, hölzerner bediente; er hatte Jordan ersucht, dem Könige seinen Entwurf vorzustellen, und Jordan war so treuherzig gewesen es zu thun. Friedrich antwortete:

„Wenn du von Kanonen sprechen willst, „muß Hans von Astrolabien, und seine Liese „von Neutons Lichtstrahlen sprechen; und „ich, ich werde griechische und arabische Lie„derchen dichten müssen. Ein jeder hüte doch

„seine eigen Gänse; glaube mir: dies heißt „das Klügste erwählen. Denn wir sind nur „zu glücklich, wenn wir eine Person gut vor„zustellen das Talent haben.“

(Das Original ist in Versen, nun folgt Prosa.)

Ich will deshalb ganz und gar nicht gesagt haben, daß du nicht ein treflicher Skribler, eine wahre Sammlung von Kenntnissen, ein jovialischer Gelehrter, ein erschrecklicher Grieche, ein mit allen Talenten, die weiland Lucians Esel seeliger besaß, begabter Fent seyst; ich behaupte nur ganz bescheidentlich, daß du eben kein Belidor im Artilleriewesen bist. Als ich deinen Brief las, glaubte ich vor Lachen ersticken zu müssen. Ein Drechsler erbietet sich, Kanonen zu machen, und wendet sich an Jordan. Glaube mir Freund, behalte dies Geheimniß für dich, und laß den Künstler für dein Arsenal arbeiten, für den ersten litterarischen

Streit,

Streit, der dir zustoßen wird. Dann pflanze dein schweres Geschütz gegen deinen Widersacher auf, uud rufe ihm zu: ultima ratio Jordani.

„Ich bin nun seit einigen Tagen hier; sehe nichts als Wälle, höre nichts als Flintenschüsse, gehe nur in Mienen spatzieren, und athme nichts als Schwefel ein. Was kannst du anders, als einen ganz martialischen Brief von mir erwarten? Indes hoffe ich, daß angenehmere Freuden meiner in Berlin warten, und daß ich zwischen Mecänas Jordan und Pollion Cäsarion vergnügt mein Abendbrod verzehren will. Lebe wohl, mein Freund! Nütze die Zeit, denn sie entflieht.“

Eine von des Königs Opern-Sängerinnen, aus der er viel machte, ging heimlich davon, um wieder nach Italien zu gehen. Friedrich

ließ ihr nachsetzen; sie wurde an der tyrolischen Gränze eingeholt; und Maria Theresia gab sie ohne Schwierigkeit heraus. Die Entflohene wurde durch Husaren nach Potsdam gebracht: sie ward in des Königs Zimmer geführt, der Sie so anredete: Madam, warum sind Sie von mir gegangen? Das arme Weib war halb todt vor Schrekken, konnte kein Wort sagen, und warf sich ihm zu Füßen. Besorgen Sie nichts, sagte der König, ich wollte nur noch Abschied von Ihnen nehmen. Nun können Sie gehen wohin Sie wollen.

Ob schon Friedrich selbst ein Freymaurer war, wollte er doch nicht, daß sich die Gebräuche des Ordens außer den Logen erstrecken sollten. Einigen Maurern fiel es während des Bayerschen Erbfolge-Krieges

ein,

ein, an ihn zu schreiben, und ihren Namen, ihre Ordenstitel und Grade beyzufügen. So gleich schickte der König die Bittschrift an die Behörde, und ließ den Herren andeuten, sich in Zukunft nicht mehr dieser Titel zu bedienen.

Ein Tapezierer, der in des Königs Zimmer zu thun hatte, glaubte sich besonders beliebt zu machen, und gab sich ihm als Freymaurer zu erkennen. Friedrich kehrte ihm verdrießlich den Rücken zu, und begab sich weg.

Als der König in Glatz war, erfuhr er, daß die Gräfin Grün, die Gemahlin eines Staabsofficiers der Garnison, ein Gelübde gethan hatte, der H. Jungfrau bei den Jesuiten ein schönes Kleid zu verehren, wenn die Belagerung aufgehoben würde. Sogleich ließ er ein Kleid von dem reichsten

Stof für die Madonna verfertigen, schickte es dem Jesuiten, und ließ ihnen sagen: da er von dem unnützen Gelübde der Frau Gräfin gehört hätte, und so gut Lebensart verstände als sie, so wollte er nicht, daß unsre liebe Frau darunter verlöhre. Da die Sache nun eine andre Wendung genommen hätte, brächte er in der That das dar, was die Frau Gräfin vergeblich versprochen hätte. Die Jesuiten entzückt über dieses Geschenk, kamen in Procession sich bey dem König zu bedanken, und zeigten den Fremden dieses Kleid, als einen sichtbaren Beweis von des Königs gottseeligen Gesinnungen.

Folgende Anekdote dient zum Beweis, wie der König von den französischen Finanziers und der Finanzverwaltung in Frankreich dachte. Ein gewisser la Combe, Accise-Direktor zu Magdeburg, wurde wegen der

Ent-

Entwischung eines Cassen-Bedienten zur Verantwortung gezogen, cassirt und eingesetzt. Als er wieder los kam, ging er mit einer Vorstellung nach Potsdam, worin er gewisse Klagen gegen den General-Direktor de Launai vorbrachte, dem er die ganze Schuld seines Unglücks beymaß.

„Von Potsdam — so lautet die Erzählung — begab sich de la Combe nach Sans-Souci. Als der König erschien, überreichte ihm la Combe seine Vorstellung. Wer ist er? fragte der König: — Ich heiße de la Combe, ehmaliger Accise-Direktor in Magdeburg. — Der König wies mit der Hand die Bittschrift zurück, und sagte: Seine Sache ist mir bekannt: geh er nur, geh er nur, die ganze Sache ist mir bekannt.

La Combe stellte vor, sie wäre nicht der Wahrheit gemäß dem König vorgetragen worden, und bat, daß seine Vorstellung angenom-

genommen werden möchte. Da entfernte sich der König zehn Schritte, um zu Pferde zu steigen, und widerholte einigemal: Ja, ja! die ganze Sache ist mir bekannt; wenn man stehlen will, muß man nach Frankreich gehen.

Graf Hoditz sagte einst zum König, das Haus Oesterreich habe sich immer sehr wenig aus Schlesien gemacht, und selbst zu Kaiser Karls des Sechsten Zeit, sey es ihm nicht sehr wichtig vorgekommen. So habe ich denn also sehr wohl daran gethan, es ihnen wegzunehmen, sagte Friedrich.

Nach einer blutigen Schlacht, fragte Friedrich seine Officiere, wer sich ihrer Meinung nach diesen Tag am tapfersten gehalten hätte? Eure Majestät, lautete die allgemeine Antwort. Ihr irret, ant-

wortete der König: ein Pfeifer ist es; ich bin während der Bataille wohl zwanzigmal vor ihm vorbey gekommen, und er hat von dem ersten Angrif an bis zum lezten, nicht abgelassen, sein Türlütütü zu blasen.

Der König grüßte gewöhnlich jedermann, der ihm begegnete. Er beklagte sich einmal bey Tafel, daß, wenn er in Berlin sey, er unabläßig den Hut in der Hand behalten müsse. Warum thun Euer Majestät das — sagte Pölnitz, warum danken Sie allen die Sie grüßen? — Und warum sollte ich nicht? antwortete der König: sind es nicht insgesammt Menschen wie wir sind.

Der König konnte es nicht leiden, wenn ihm seine Gesellschafter überall Recht

ließen, und als es ihm einst zu langweilig wurde, stets mit Menschen zu scherzen, die vielleicht nicht Verstand oder Dreistigkeit genug hatten, seinen Witz zu beantworten, rief er gähnend aus: Aber mein Himmel giebt es denn gar keinen Streit oder Widerspruch mehr auf Erden?

Der Geheimderath F. schrieb einst an den König, und beklagte sich, daß seiner Wohnung gegenüber ein öffentlich liederliches Haus sey; er bäte Seiner Majestät, es doch wegschaffen zu lassen; dies sey ein gefahrvolles und anstößiges Schauspiel für seine Töchter u. s. w. Friedrich antwortete: Mein lieber F. In Eurem und meinem Alter kann man nichts mehr machen; wir wollen diejenigen machen lassen, die noch können.

Einst wurde ein Mann angeklagt, daß er einen strafbaren Umgang mit seiner Tochter gehabt hätte, und dem Mann wurde das Leben abgesprochen. Als der König die Sentenz erhielt, schrieb er darunter: **Erst muß bewiesen werden, daß sie seine Tochter ist.** Und er verurtheilte den Beklagten auf einige Monathe zum Gefängniß.

Der König ging einst mit dem Obristen Quintus in Sanssouci spatzieren. Sie standen bey einem Gärtnergesellen still, welcher an einigen Bäumen etwas verbesserte. Der König fragte ihn: „Was macht er?"

Der Gärtner. Ich will das, was der Sturm gestern beschädigt hat, wieder herzustellen suchen.

Der König. Ist denn gestern ein so starker Sturm gewesen, der so vieles hat beschädigen können?

Der Gärtner. Ja freylich; denn wie ich gehört habe, so hat sich wieder ein Kornjude aufgehängt, und dann kommt immer ein solcher Sturm.

Der König. Wer hat sich denn eigentlich aufgehängt?

Der Gärtner. J, da in *** der Kornhändler ***, der hat im vorigen Jahr sehr viel Roggen aufgekauft, weil er glaubte: dieses Jahr würde eine schlechte Aerndte werden, und da er nun sieht, daß das Korn alle Tage wohlfeiler wird, so hat er sich aufgehängt.

Der König. Sieht er wohl, da trift es ein, was die Schrift sagt: Die da reich werden wollen fallen, in Versuchung und Strikke.

Im

Im Sommer 1767 hatte der König die Garde hinter Bornstedt bey Potsdam ausrücken lassen, um einige Evolutionen mit ihr zu machen. Er ließ sie in einer graden Linie avanciren, und weil es einige Tage vorher sehr geregnet, und von den sogenannten Bornschen Bergen vieles Wasser im Thal sich als ein kleiner Teich gesammelt hatte, so kommandirte der König, als sie vor dieses Wasser ankamen: Halt! Der Monarch war eben sehr vergnügt, und es fiel ihm sogleich folgende Frage an seine Soldaten ein:

„Bursche, habt Ihr mir geschworen, zu Lande und zu Wasser zu dienen? „Ja!“ erschallte es von der ganzen Garde.

„Nun gut“, sagte der König, und commandirte: „Bataillon vorwärts; marsch!“

Nun ging die Garde mit ihren weissen Stifeletten durch diesen Sumpf, welches sie

gern aus Liebe zu ihrem König thaten, weil sie sahen, daß er darüber lächelte.

Ein Geistlicher unweit Stettin, der sich über einen gewissen Ausspruch des Königs ärgerte und ihn gottlos fand, machte in einer Predigt über den Bethlehemitischen Kindermord den Herodes derb herunter, und zum Schluß that er einen Ausfall auf seinen Monarchen, der jedermann sehr auffiel. Dies erfuhr der König, und er nahm sich vor, mit dem einfältigen Landprediger einen Scherz auszuführen, um ihn für seine Dreistigkeit etwas zu ängstigen. Er ließ diesen Prediger nach Potsdam citiren, als wenn er vor dem Konsistorium erscheinen sollte. Er kam an, wurde in ein Zimmer geführt, wo der König, der Marquis d'Argens und der Baron von Pöllnitz als Geistliche ange-

kleidet an einer langen Tafel saßen. Ein jeder von ihnen hatte ein Foliobuch vor sich aufgeschlagen, um ein feyerliches Ansehen zu haben. Beym Eintritt des Predigers nahm der König als erster Rath das Wort, und sagte zu ihm: „Mein Bruder, ich frage Sie im Namen Gottes, über welchen Herodes haben Sie gepredigt?“

Der Geistliche. Ueber den Herodes, der alle Kinder tödten ließ.

Der König. Ist es der Herodes, welcher der erste seines Namens gewesen ist? Hierauf wußte der Geistliche nicht zu antworten. „Wie,“ hub der König an, Sie unterstehen sich von einem Herodes zu predigen, und wissen nicht, wer seine Familie gewesen? — Sie sind des Predigtamts unwürdig. — Diesmal wollen wir Ihnen zwar vergeben; Sie können sich aber darauf verlassen, daß

wir Sie absetzen werden, wenn Sie jemals wieder gegen Jemanden predigen, den Sie nicht kennen!

Aus was für einem Grunde der König eine kleine Abneigung auf Berlin oder vielmehr auf deren Einwohner geworfen hatte, läßt sich eigentlich nicht bestimmen. Ueberall ließ er merken, daß er den Berlinern nicht viel gutes zutraute. Dies ließ er auch einst gegen den damaligen Professor Meierotto merken, welchen er hatte zu sich rufen lassen, um Nachricht von dem Zustande des Joachimthalschen Gymnasiums zu bekommen. Meierotto hatte nämlich dem Monarchen die fähigsten Köpfe in seiner Schule genannt, und da dieser keine Berliner darunter fand, sagte er: Die Berliner lernen nichts, mein lieber Professor; das wird

Er selbst erfahren, und ich weiß es auch sehr wohl. Die Erziehung taugt in Berlin nichts, und Er wird Mühe haben, ihnen von Wissenschaften etwas beyzubringen.“ Er nannte die schlechte Erziehung weichlich, modisch und französisch, die weder den Verstand noch das Herz bilde, und erklärte zuletzt mit vieler Wärme und Theilnehmung: „daß, so lange er noch regierte, die Unwissenheit und Barbarey in seinen Landen nicht wieder einreissen solle. — Daß er alle seine Kräfte dahin anwenden würde, daß die Gelehrsamkeit in seinem Reiche nicht wider zurück sinken sollte, wie es in Frankreich geschehen, das nach dem Tode einiger großen Männer für die Wissenschaften nichts wichtiges mehr leiste.“

„Voltaire und Maupertuis waren, wie bekannt, beständig gegen einander verhetzt. Als der König einst letztern besucht hatte, war er gegen Voltairen entsetzlich aufgebracht, und sagte in der ersten Hitze zu d'Argent, seinem Secretär: Schreibe er, daß er in vier und zwanzig Stunden meine Staaten räume." D'Argent war sehr erschrocken, und ließ sich den Befehl einigemal wiederholen. Der König wurde darauf etwas ruhiger, und fragte seinen Secretär, was er davon dächte? D'Argent antwortete: Sire, „Sie haben ihn zu sich berufen, die „Commission ist in Begriff in seiner Sache „zu sprechen: findet sie ihn straffällig, so „wird es immer noch Zeit seyn, ihn fortzu„schicken." Der König schwieg eine Weile still, und sagte dann in einem sehr besänftigten Ton: Er hat recht; er ist ein ehrlicher Mann d'Argent.

Der

Der König unterhielt sich mit einem Engländer üb r die Debatten im Parlament, beklagte, daß das Ansehen des Königs so wenig Einfluß auf die Angelegenheiten dieses Staates habe, und sagte: O, wenn ich König von England wäre, so — — Wenn Eure Majestät König von England wären, unterbrach ihm der Engländer, so würden Sie es nicht vier und zwanzig Stunden seyn.

Man sagte einst zum König, daß ein gewisser Mensch ihn ausnehmend hasse, und nicht ablasse Böses von ihm zu sprechen. „Hat er hundert tausend Mann, fragte Friedrich? Ausserdem was wollt Ihr, daß ich ihm thun soll?“

Unter die vielen großen Männer, die Friedrichs Zeitalter verherrlichten, gehört der Geheimerath Brenkenhof vorzüglich. Er hat dem Staat im Finanz- und ökonomischen Fache wichtige Dienste geleistet. Der König sagte dies mit wenig Worte: Ich sehe Brenkenhofs Geburt als eine der glücklichsten Begebenheit meiner Regierung an.

Ein Gelehrter, der sich ehemals im Gefolge des Königs befand, erzählt Folgendes:

„Den Tag vor der Schlacht bey Zorn„dorf ließ mich Se. Majestät des Abends um „sechs Uhr zu sich rufen. Als ich ankam, „fand ich den König beschäftigt, drey Stro„phen einer Ode von J. B. Rousseau, die „ihm nicht gefielen, zu ändern. Dieser kleine „Versuch dauerte bis acht Uhr. Ich bat den

„König

„König, ihn mir zu geben, und er war so „gnädig es zu thun."

Als Voltaire dem Könige sein Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten schickte, antwortete ihm Friedrich folgenderweise:

„Wären die Geschichten aller Reiche und „Könige so geschrieben, wie die, welche Sie „mir überschickt haben, so würden wir mehr „Kenntnisse von den Sitten der vorigen „Jahrhunderte haben, und von den Ge„schichtschreibern weniger hintergangen wor„den seyn. Je mehr ich Sie kennen lerne, je „mehr find ich, daß Sie einzig sind. Nie las „ich eine schönere Schreibart, als die in ihrer „Geschichte Ludwigs des Vierzehnten. Ich „bin so sehr davon bezaubert, daß ich jeden „Absatz zwey- oder dreymal wieder überlese: „jede Zeile ist treffend: alles ist mit den tref-

„lichsten

„lichsten Bemerkungen durchwebt: nirgend „ein falscher oder kleinlicher Gedanke: und „doch bey dem allen, eine so durchgängige „Unpartheylichkeit. Sobald ich nur das „ganze Werk werde gelesen haben, schicke ich „Ihnen einige kleine Bemerkungen, unter „andern über die deutschen Namen, die ein „wenig gemißhandelt sind; und das könnte „einige Dunkelheiten über das Ganze verbrei„ten, weil wirklich einige Namen so entstellt „sind, daß man sie nur errathen muß.

„Ich wollte Sie wären der Verfasser „von allen Werken, welche geschrieben sind, „und die zur Erlangung einiger Kenntnisse „dienen. Dieses wäre ein gutes Mittel, „Nutzen und Unterricht durch das Lesen zu „erlangen.

„Mannichmal vergeht mir alle Geduld „über die armseeligen Anmerkungen, oder „über die Trockenheit in manchen Büchern.

„Bey

„Bey dergleichen Lesereyen muß der Leser die „wahre Richtung geben. Diese Mühe er„sparen Sie dem Leser. Ein Mensch habe „Beurtheilungs-Vermögen oder nicht, er hat „gleichem Nutzen von Ihren Schriften: er „braucht nur Gedächtnis zu haben. — Ich „beschwöre Sie, mein Freund! melden Sie „mir doch, was Sie in Cirey machen: ich „beneide es Ihnen.

Maupertuis war sehr krank am Bluthusten, und man zweifelte an seiner Wiederherstellung. Der König schickte ihm einen Arzt, und folgendes Billet:

„Ich schicke Ihnen den Hrn. ***, einen „der größten Charlatans dieses Landes. Er „hat das Glück gehabt, daß ihm zuweilen „eine Kur von ungefähr geglückt ist, und ich „wünsche sehr, daß es ihm bey Ihnen auch

„so

„so gehen möge. Er wird Ihnen viel ver„schreiben; ich aber, ich untersage Ihnen „bloß die hitzigen Getränke; diese aber un„tersage ich Ihnen auch gänzlich."

Ein gewisser expedirender Secretär B*** bei der Regie sprach sehr laut und unzufrieden über gewisse neue Einrichtungen, die für das Land sehr nachtheilig waren. Der Geheimerath de Launay erfuhr dies, und B*** bekam seinen Abschied. Dieser wurde sehr darüber aufgebracht, weil er sich seine gute Absicht bewußt war, schrieb dies dem König, und überschickte die Plane, indem er hinzusetzte: „Weil er diese Plane laut gemißbilligt hätte, sey er außer Brod gesetzt worden; er habe aber das Zutrauen zu Sr. Majestät, da doch Ehrlichkeit am längsten währte, daß Sie ihn nicht unversorgt lassen würden.

Der

Der König untersuchte die Sache, fand, daß der Secretär B*** als ein rechtschaffener Mann gehandelt habe, befahl, daß er sein Gehalt behalten solle, und gab Gegenbefehle, daß die von ihm erhaltene Plane nicht sollten ausgeführt werden. B*** aber erhielt ein eigenhändiges Schreiben des Monarchen, worin er schrieb:

Da Ehrlichkeit am längsten währt, soll Er auch sein völliges Gehalt bekommen. Die nöthigen Befehle habe Ich bereits an die Behörde gesandt, wo Er sich zu melden hat.

Der König hatte einen englischen Reitschmidt, mit dem er sehr oft scherzte, weil er ganz besondere Eigenheiten hatte. Einsmal da er, während des siebenjährigen

Kriege

Krieges in einem Bauerhause wohnte, und so eben am Fenster stand, sahe er diesen Schmidt vorübergehen; er öfnete das Fenster, und rief ihm: Du! zu.

Der Schmidt wandte sich um, und sagte: nun, was giebt es denn schon wieder? —

„Ich wollte nur wissen, wo der König von England in der Schlacht bey **** war?" fragte der König.

„Sey nur ruhig", antwortete der Schmidt; „in der Schlacht bey Kollin konnte der lange Schimmel auch gut laufen."

Dergleichen plumpe Scherze nahm der Monarch von diesem Menschen immer gut auf, und ließ sich von ihm Du heißen; wogegen der Schmidt sich einbildete, er könne dem Könige die Wahrheit sagen.

In

Als der König einst in Berlin spatzieren ritt, kam er bey einem Hause vorbey, wo sich eine Menge Menschen versammelt hatten. Er schickte einen Adjutanten hin, sich nach der Ursach dieses Auflaufs zu erkundigen, und erfuhr, daß der Wirth des Hauses einem armen Miethsmann sein Arbeitszeug und seine Arbeitsstühle, nebst seinem Hausgeräthe weggenommen habe, weil er ihm die halbjährige Miethe von 20 Thalern noch schuldig sey, nun wäre ein heftiger Zank zwischen ihnen. Da der König noch dazu erfuhr, daß das Logis ledig bliebe, so ließ er sogleich befehlen, daß der Wirth augenblicklich alles dem Miether wieder herauf schaffen, und an Ort und Stelle bringen sollte, und beyde zu dem Kabinetsrath Röper bestellen, wo der Wirth 20 Thaler für die schuldige Miethe, und 20 Thaler Vorausbezahlung für das folgende halbe Jahr bekam.

Einer vom ersten Bataillon Garde hatte ein Geschwür auf der linken Schulter, so daß es ihn hinderte, das Gewehr so gerade, wie es seyn sollte, zu tragen. Der König bemerkte dies beym Exerciren, und erinnerte ihn, das Gewehr besser zu halten. Aber so viele Mühe sich auch der arme Mann gab, es zu thun, so hinderte ihn doch der heftige Schmerz daran. Der Monarch glaubte nun, es sey Eigensinn, ward aufgebracht, ging an ihn heran, gab ihm einige Stockschläge und sagte: „will er das Gewehr grade tragen?“ Dieser antwortete: „Ihro Majestät, ich bin nicht gewohnt Stockschläge zu kriegen, und Sie handeln selbst gegen Ihre Befehle, da wir nur mit dem Degen sollen bestraft werden.“ Der König ward hierüber noch mehr aufgebracht, und befahl, ihn sogleich zu arretiren.

Den folgenden Morgen fragte man den König, wohin der Arestant weiter gebracht werden solle. „Er soll so lange in der Wache sitzen, bis ich befehlen werde, wohin er soll gebracht werden," erwiederte der König. Er blieb 3 Wochen in Arrest. Während der Zeit erfuhr der Monarch, der Schmerz des Geschwürs sey Schuld daran gewesen, daß der Gefangene das Gewehr nicht regelmäßig habe tragen können. Auf diese Nachricht befahl der König, diesen Menschen, in Begleitung eines Unterofficiers und zwey Mann, von Garnison zu Garnison bis Colberg zu bringen. Als er ankam, und vor den dortigen Kommandanten v. Heyden geführt wurde, zeigte ihm dieser die Ordre des Königs, daß er Lieutenant sey, und daß ihm der Monarch 200 Thaler zur Anschaffung der Equipage schenke. Dieser neue Officier that sich bey der Belagerung der Festung

sehr hervor, und suchte dadurch seine Dankbarkeit gegen des Königs Gnade zu zeigen.

In den ersten Jahren der Regierung war in einem Zimmer des Königs, neben dem Schlafgemach, etwas von der Decke abgefallen. Es ward also ein Stuccatur-Arbeiter bestellt. Dieser hatte aber das Unglück, gleich beym Anfange der Arbeit, welches sehr früh war, von der Leiter zu fallen, und sich den Fuß zu verrenken. Der König, welcher den Fall hörte, trat sogleich heraus, und sahe den Mann auf der Erde liegen, der gerne aufstehen wollte und nicht konnte. Er schickte den anwesenden Cammerlakayen so gleich zum Arzt, und fragte den Verunglückten:

„Wo thut es ihm weh?"

Der Arbeiter auf den Knöchel zeigend sagte: Hier!

„Das

„Das geht noch an, erwiederte der „König, der Fuß ist nicht gebrochen, son„dern nur unten verrenkt. Reich er mir „seine Hand, und halt er sich an mich „an, damit er sich auf einen Stuhl sez„zen kann." Nun trat bald hierauf der Arzt, nebst einigen Lakeyen herein. Der König befahl dem Arzt, den Patienten mit sich in den Wagen zu nehmen, ihn nach Hause zu bringen, und für seine Gesundheit bestens Sorge zu tragen, und zu den Lakayen sagte er:

„Ihr habt heute wieder lange ge„schlafen. Ich muß mich hier mit „dem armen Mann ganz allein „quälen. Ich werde euch wohl „künftig wecken müssen.

Der König ließ dem Verunglückten, nach seiner Herstellung, für die ganze Zeit

seiner Krankheit doppeltes Arbeits-Lohn auszahlen.

Im Jahr 1765. befahl der König zu Potsdam, daß er den andern Tag in Charlottenburg speisen wollte, zu welchem Ende des folgenden Tages ganz früh der Küchenwagen dahin geschickt wurde. Auf diesem Küchenwagen, der gewöhnlich mit Maulthieren bespannt ist, mußten auch einige Lakayen mitfahren. Anstatt daß der König erst um 9 Uhr von Potsdam reiten wollte, ritt er schon nach 7 Uhr aus. Mitten auf dem Wege nach Charlottenburg im Walde, fuhr der Küchenwagen mit den Lakayen noch langsam fort. Der König, der diesen Wagen bald einholte, ritt langsam vorbey und sagte scherzend:

„Ey! sind doch meine Esel auch noch da!

Auf dem Schloß zu Potsdam hat der König einen Saal eingeräumt, worin die Fahnen der Garde aufbewahrt werden, und worin eine Wache derselben ist. Einige Grenadiere spielten Karten, und erzürnten sich so sehr dabey, daß ein großer Lärm entstand. Der König, welcher in einem Nebenzimmer dieses Saals war, machte die Thür auf, drohete mit dem Finger, und befahl, daß alles ruhig seyn sollte, oder er würde es Scheelen sagen.

Nun wurde wieder ruhig fortgespielt, bis wieder ein so großer Zank entstand, daß der König aufgebracht aus dem Zimmer trat, und sagte:

> Nun sollt Ihr sehen, daß ich es morgen Scheelen sagen werde! der soll euch für euren Muthwillen und Ungehorsam schon züchtigen!

Hierauf ging er wieder weg.

Die Grenadiere hörten nun auf zu spielen, und wollten den König bitten, wieder gut zu werden. Eine halbe Stunde darauf ging der Monarch durch die Wache, und alle versammleten sich um ihn, und baten, ihnen diesen Fehler zu vergeben, „und sie nicht bey Scheelen anzuschwärzen.“ Hierüber mußte der König lachen, und er sagte: „Gut! hütet Euch aber künftig vor mir!“

Bey einem Herbstmanövre zu Potsdam stürzte ein Lieutenant von der Kavallerie vom Pferde, und brach den rechten Arm. Aus Furcht, dem Könige nicht mißfällig zu werden, verbiß er seinen heftigen Schmerz, ließ sich wieder auf das Pferd helfen, und seinen Degen in der Scheide stecken. So wollte er beym König vorbey reiten, in der Hoffnung, daß er es nicht würde gewahr werden. Als nun dies Regiment beym Mo-

narchen vorüber gehen mußte, jagte der König sogleich an den Officier heran, und fragte heftig: „Herr, warum hat Er den Degen nicht heraus?"

„Ihro Majestät, Ich kann nicht," antwortete der Officier ganz gelassen.

„Und warum nicht?"

Der Officier. „Ich bin bey der Attake gestürzt, und habe den Arm gebrochen."

Der König. Das ist was anders.

Des andern Tages schickte der König einen Adjutanten zu diesem Officier, und ließ ihm sagen: er möchte für seine Gesundheit sorgen, und wenn er wieder hergestellt wäre, sollte er sich nach Breslau begeben, wo er seine Compagnie als Rittmeister antreten würde. Der geheimer Kämmerer würde ihm auch den Orden pour le Merite überbringen.

Bey einem gewissen Regiment war ein Feldprediger, der sich durch Sittsamkeit und überhaupt durch sein tugendhaftes Leben sehr vor den übrigen seines Standes hervorthat. Es wollten ihm aber einige Officier einen Streich spielen, weil es sie verdrossen hatte, daß er sie zum öftern an ihre unordentlichen Aufführung auf eine freundschaftliche Art erinnert und ihnen davon abgerathen hatte.

Man verabredete daher mit einer frechen liederlichen Kreatur, sie sollte sich des Morgens, wenn der Prediger noch im Bette läge, in sein Zelt schleichen. Dies geschah. Als der Geistliche von dem Geräusch aufwachte, fragte er sie nach ihrem Begehren. Er merkte sogleich, daß dies auf Anstiften anderer geschehen, und bat sie, es nur zu gestehen. Sie erzählte die ganze Sache, und der Prediger nahm sich vor, diese Geschichte irgend wo öffentlich anzubringen,

und that es auch, doch ohne jemanden zu nennen.

Der König kam so eben, als der Feldprediger diesen Vorfall erzählte, bey diesem Regiment an. Er ließ nachher den Feldprediger, nebst allen Officieren vor sich rufen, und verlangte vom erstern, diejenigen zu nennen, die ihm den Streich gespielt hätten. Der Geistliche wollte dies aber nicht thun, und sagte, daß er sie nicht wisse; worauf der König sehr ernsthaft sagte: Ich will, daß jeder Feldprediger, dessen Aufführung gut ist, in Ehren gehalten werden soll, denn er ist an Gottes Statt.

Eines Tages ritt der König nach der Porcellain-Fabrike. Als er daselbst absteigen wollte, hatte sich ein kleiner Junge vor dem Pferde gefürchtet, und sich auf die Stufen vor der Thüre geflüchtet, wo er so un-

unglücklich war, zu fallen, und eine porcellaine Tasse zerbrach, worüber er ein großes Geschrey erhob. Der Monarch, der itzt auf eben diese Treppe hinauf ging, faßte den Knaben liebreich an der Hand und sagte: Mein Kind, komm mit, ich will dir eine andre Tasse geben. Der Knabe folgte dem König weinend nach, und erhielt eine ähnliche Tasse, auch einen ganzen Thaler. Er wollte diesen Thaler aber nicht annehmen, und sagte: er müsse eben so einen Dreyer haben, um Syrup dafür zu holen. Hierüber lachte der König, schickte jemanden mit dem Jungen, ihn nach Hause zu bringen, und gab noch für die Mutter 6 Paar Tassen und 1 Friedrichsd'or.

Der Kapitain Ludwig Steinmann, vom damaligen Jung-Platenschen Dragoner-

ner Regiment, ein gebohrner Türke, dessen Lebensumständen merkwürdig sind, bat 1776. auf Anrathen seiner Freunde, den König, ihn zu adeln. Er erhielt folgende Antwort:

„Mein lieber Staabs=Kapitain Stein„mann! Ich erhebe Niemand in den Adel„stand, als der sich vor Andern durch „Verdienste hervorgethan, und soll ich „demnach auch Euch diese Gnade erzeigen, „so erwarte ich zuvörderst von Euch nähere „Anzeige, wie und wo Ihr davon über„zeugende Beweise aufzuweisen habt. In„dessen bin ich Euer wohlaffectionirter „König. Potsdam, den 9. Octob. 1776.

Friedrich.

Hierauf zeigte der Kapitain dem Könige alle die Gelegenheiten an, wo er sich als ein rechtschafner Officier brav gehalten hatte, deren nicht wenige und nicht unbeträchtliche

waren,

waren, und bewies, daß er überhaupt, so lange er in Diensten stehe, bey keinem wichtigen Vorfall abwesend gewesen sey. Hierauf antwortete der König:

„Mein lieber Staabs-Kapitain Steinmann! Nunmehr will ich Euch wohl in „den Adelstand erheben, nachdem Ihr mir „unterm 27. October näher nachgewiesen „habt, daß Ihr Euch im letzteren Kriege „hier und da hervorgethan habt. Ihr „könnet demnach nur einen Entwurf zum „Wappen an mein Departement der „ausländischen Geschäfte einsenden, wel„ches zur Ausfertigung Eures Adelsbrie„fes heute Ordre erhält; und ich hoffe, „diese neue königliche Gnade wird Euren „bisherigen Diensteifer noch mehr anfeu„ren, und denselben so beleben, daß ich „unverändert mich werde nennen können

„Euren

„Euren wohlaffectionirten König. Pots„dam, den 2. Novemb. 1776.

Friedrich.

Der König hatte vielen Soldaten von seiner Garde zu ihrer Erleichterung Concessionen zum Victualien= und andern dergleichen kleinen Handel in Potsdam zugestanden. Diejenigen Bürger, die auch dergleichen betrieben, beschwerten sich darüber sehr häufig, waren aber immer mit ihren Klagen abgewiesen worden. Einst war der König zum Nauenschen Thore hinausgeritten. Einer von den bürgerlichen Victualienhändlern nahm diesen Zeitpunkt wahr, und traf den König grade in der Gegend eines gewissen Gartens an, wo gutes Bier und eine Kegelbahne war. Der Mann trug seine Sache so verständig vor, zeigte, das dies nicht gut, sondern

sehr nachtheilig für die Bürger sey, und bewies dies alles so deutlich, daß der König so zu sagen in die Enge getrieben war, und schon weiter reiten wollte, weil er nichts anders antworten konnte, als: „ich kann „es ein für allemal nicht ändern“ und einigermaßen verdrießlich war, daß dieser Mann ihn eines Fehlers beschuldigt hatte. Plötzlich aber rief er deu Mann wieder zurück und sagte: „Hört nur, wenn ihr hier „nicht so fleißig in den * * schen Garten „ginget und kegeltet, das wäre auch „wohl gut! „Der Mann wußte hierauf nichts zu antworten; und der König siegte über ihn, da er nun auch ihm einen Fehler vorwerfen konnte.

Einer von des Königs Lieblingen, welcher überzeugt war, daß der König ihm

nichts ungnädig nahm, ließ es sich einfallen, dem Monarchen während des siebenjährigen Krieges unter andern zu schreiben: er möchte ihm doch einige Nachrichten von sich geben, weil er zu wissen wünschte, was für Plane der König noch ausführen wolle,

Der König antwortete hierauf:

Christum lieb haben, ist besser denn alles Wissen!

Wie der König den Soldaten zu schätzen wußte, davon kann unter andern folgende Anekdote zum Beyspiele dienen.

Er wollte einmal eine Reise machen, wobey er durch eine Stadt mußte, worin der Bruder eines seiner Kammer-Husaren, den Er sehr gut kannte, als Wachtmeister in Garnison stand. Den Tag vor der Abreise sagte er zu dem Kammer-Husaren: Ich

brauche dich zwar auf dieser Reise höchst nöthig; um aber deinem Bruder, dem braven Wachtmeister in *** die Kränkung zu ersparen, daß er seinen leiblichen Bruder als Lakay hinten auf meinem Wagen stehen sieht; so bleib nur lieber zu Hause.

Beym Einmarsch in Böhmen thaten die Kroaten aus einem alten Bergschlosse einige Schüsse auf die preußischen Husaren. Ein Officier kam auf die Kolonne zurück geritten, an deren Spitze sich der König befand, und meinte, daß zur Vertreibung der Kroaten eine Haubitze vorgebracht werden müßte. Der König fragte ihn nach der Beschaffenheit des Kroatenpostens, und erhielt zur Antwort: es sey ein altes Bergschloß, welches vielleicht zu den Zeiten, da noch das Faustrecht gegolten hätte, erbauet wäre.

Der König fragte ihn hierauf in einem verwundernden Tone:

So? hat Er es abgeschaft?

Bey Gelegenheit der Vermählung des Herrn Erbstatthalters mit des jetztregierenden Königs Schwester, ließ der König seinen Leibkutscher Pfund rufen, und befahl ihm, daß er in einem der Gasthöfe Berlins sich ein gutes Abendbrod bestellen, den Leibkutscher und die übrigen Stallbedienten des Erbstatthalters dazu einladen, und ihm, dem Könige, morgen die Rechnung des Gastwirthes schikken solle. Pfund ließ sich diesen mündlichen Auftrag von dem anwesenden Geheimen Kämmerer schriftlich geben, ging damit in den ersten Gasthof Berlins, (die Stadt Paris) und bestellte das beste Essen und die feinsten Weine. Er nahm den Abend

alle Stallbedienten des Erbstatthalters und des Königs, die in Berlin waren, dahin, trank seinen Gästen tapfer zu, und schickte den andern Morgen die Rechnung des Gastwirthes ein, die wider Vermuthen ziemlich hoch angewachsen war. Der König, der sich gern zu diesem Kutscher herab ließ, wollte seinen Scherz mit ihm haben, ließ ihn rufen, und fragte in einem erzürnten Tone: Kerl! wie kannst du dich unterstehen und mir eine solche Rechnung einschicken, worauf allein über hundert Bouteillen vom feinsten Champagner stehen? Mir selbst kann ja ein Souper mit dem Erbstatthalter nicht so viel kosten! Pfund ließ sich gar nicht aus der Fassung bringen, sondern antwortete in dem nemlichen Tone: Was! Glauben vielleicht Ihre Majestät, daß der Leibkutscher des Erbstatthalters ein eben so armer Teufel ist als ich? Der Kerl säuft nichts als Champagner, und

was soll ich ihm anders vorsetzen? Der König, dem diese entschlossene Antwort viel Vergnügen machte, stimmte seinen Ton herab, und sagte: Wenn es so ist, dann werde ich die Rechnung wohl bezahlen müssen.

Dieser Pfund, der den König schon als Kronprinzen gefahren hatte, und seinen Posten für einen der wichtigsten im Lande hielt, bekam einmal zu der Zeit ein hitziges Fieber, als des Königs Reise nach Schlesien bevorstand. Man meldete es dem Könige, und fragte an, wer an Pfunds Stelle fahren sollte? Der König, der sich seit 36 Jahren an ihn gewöhnt hatte, und die ausserordentlich starke Natur dieses Menschen und seine unbegränzte Ergebenheit gegen ihn kannte, schrieb ihm eigenhändig, gestand

seine große Verlegenheit, und sagte: es werde die gewöhnliche Revüereise nach Schlesien für dies Jahr nun wohl einstellen müssen, da er sich, wie Pfund ja selbst wisse, keinem seiner Stallleute anvertrauen könne. Pfund konnte weder lesen noch schreiben. Als er den Brief mit der Aufschrift: An meinen lieben Leibkutscher erhielt, lag er gerade in der stärksten Fieberhitze. Aber dessen ungeachtet mußte man ihm den Brief vorlesen. Kaum war dies geschehen, so sprang er aus dem Bette, vor den Spiegel, schrie nach einem Balbier, und nach seiner Frau, daß sie ihm weisse Wäsche geben sollte, und ließ darauf dem Könige wieder schreiben: er sey durch den erhaltenen Brief von seinem Fieber genesen, und werde den König aus seiner großen Verlegenheit reissen. In der That fuhr auch Pfund zum Erstaunen der Aerzte nach einigen Tagen und zur be-

stimmten Zeit, den König zur Schlesischen Revüe. Ein Beweis, wie sehr der König von seinen Leuten geliebt und geehrt ward.

Der König wählte, wie bekannt, seine meisten Leibbediente aus seiner Garde. Ein schöner Wuchs, Größe, schöne Gesichtsbildung und Jugend bestimmten dabey seine Wahl. Er erlaubte nicht, daß sie heyratheten, und so war es natürlich, daß diese jungen Leute bey einem bessern Auskommen sich heimlich Liebsten anschaften, welches ihnen auch um so leichter ward, da bereits viele Bürgermädchen bey nachmahliger ansehnlichen Versorgung dieser Leute ihr Glück gemacht hatten. Einer von den vier Kammer-Husaren, Namens Deesen, hatte die kleine Kasse, und mußte jede Minute des Tages gewärtig seyn, gerufen zu werden. Wei

nun diese Leute auf einander eifersüchtig waren und sich beym Könige verriethen, so durfte niemand sein Mädchen auf das Schloß oder nach Sans-Souci kommen lassen, und sie schlichen sich daher, wenn der König Concert hatte, oder bereits zu Bette gegangen war, in die Stadt. Der König, dem nichts verborgen blieb, entdeckte auch von Deesen, daß er ein Bürgermädchen in der Stadt unterhielte, und wegen des weiten Weges von Sans-Souci nach der Stadt zu ganzen Stunden weg bliebe. Eines Tages befahl er ihm, er solle sich an den Schreibtisch setzen, weil er ihm einen Brief zu dictiren habe. Der König ging im Zimmer auf und nieder, und dictirte folgendes: „Mein Schatz!“

Deesen stutzte und glaubte unrecht gehört zu haben. Der König sah ihn starr an, und wiederholte:

„Mein

„Mein Schatz! Der alte Brum„bart, der König, zählt mir jede Stunde „nach, die ich bey dir so reizend zubringe. „Damit nun meine künftige Abwesenheit „desto kürzer und von dem alten Zänker „desto weniger bemerkt und beneidet „wird, so miethe dir hier in der Bran„denburger Vorstadt nahe bey uns ein „Stübchen, wo wir uns mit mehrerer „Bequemlichkeit als in der Stadt sehen „und herzen können. Ich verbleibe bis „in den Tod dein herzlich getreuer

Deesen.

Hierauf mußte er den Brief in des Königs Gegenwart versiegeln, und damit er um so mehr sähe, daß der König alles wisse, so dictirte der König auch die Aufschrift mit Namen und Wohnung, und rief zur Bestellung sogleich selbst einen seiner Laufer herein.

Wenn der König von seinen vier Kammer-Heiducken und vier Kammer-Husaren ausgekleidet und zu Bette gebracht war, so mußte auch alles sogleich zu Bette gehen. Nur einer von den zwölf kleinen Lakayen hatte im Vorzimmer die Wache. Alle Abende ward eine Bouteille Champagner, eine Bouteille Burgunder, und eine mit Wasser, ferner ein Präsentirteller und ein Wasserglas, nebst des Königs Taschenuhr auf den Tisch gestellt. Der wachthabende Lakay mußte Acht geben, wenn der König etwa in der Nacht riefe und zu trinken verlangte. In diesem Fall befahl er jedesmal, ob das Wasser mit Champagner oder mit Burgunder vermischt werden sollte. Dann mußte der Lakay die Lichter im Vorzimmer stehen lassen, (weil Licht den König vielleicht zu munter machte) im Finstern an das Bett treten, des Königs ausgestreckte Hand ergreifen und zum Glase

führen. Wenn aber die Uhr die bestimmte Stunde zum Wecken zeigte, alsdenn mußte er mit der Uhr in der einen und mit dem Leuchter in der andern Hand vor des Königs Bette treten, ihn durch sanftes Schütteln aus dem Schlafe bringen, und die Uhr vorzeigen. Wenn nun mannichmal gegen Morgen der Schlaf diese Leute selbst überfiel, und sie die bestimmte Zeit versäumten, so stellten sie die Uhr auf die befohlene Stunde zurück, und nachher wenn sie sie dem Könige vorgezeiget hatten, von Zeit zu Zeit und unbemerkt wieder gehörig vor. Wenn der König sehr krank war, so mußte noch einer von seinen vier Laufern oder Kammer-Lakayen in seinem Schlafzimmer stehend wachen.

Als im Sommer 1781 eine ausserordentlich große Hitze war, welche in Sans-

Souci

Souci wegen dessen Lage besonders unausstehlich ward, mochte der König an seinen Leuten einige Tage hindurch viele Müdigkeit verspüren, und daher auf den Gedanken kommen, daß sie sich des Nachts in dem kühlen Weinkeller etwas auf die große Tages-Hitze zu gute thäten, und tapfer herum tränken. Einmal rief er in der Nacht den Wachthabenden Lakayen. Dieser kam, wie gewöhnlich, ohne Licht und mit dem Wasserglase. Allein der König verlangte Licht, stand auf, zog seine Stiefeln an, nahm seinen Mantel um (er hatte niemals weder Pantoffeln noch Schlafrock) und befahl dem Lakayen, er solle mit den Lichtern voran gehen. Er ging grades Weges nach den Keller. Als er diesen verschlossen und nirgends Licht fand, sagte er: Es ist eine schöne Nacht; aber ich will mich doch nur wieder schlafen legen.

Der König pflegte öfters seine Leibbedienten zu Weyhnachten mit allerley Kleinigkeiten zu beschenken. Die Austheilung war allemal anpassend. So schenkte er unter andern einem Lakayen, der aus Nürnberg gebürtig war, einen Nürnberger Tand; einem andern, der von seinem Mädchen kleine Söhne hatte, Steckenpferde, Peitschen und Rollwagen; einem dritten, der Töchter hatte, Drechselerpuppen, kleine Eymer und Töpfe; einem vierten dessen Mädchen ein ganz kleines Kind hatte, Wolfszahn, Klapperbüchsen u. d. m. Auf diese Sachen legte er einen großen Werth und erinnerte seine Bedienten dabey an seine große Fürsorge, und an die löbliche Gewohnheit des alten Herkommens, die lieben Kleinen am Christabende zu beschenken. Seine Absicht war aber allemal eine scherzhafte Täuschung ihrer Hoffnung zu einem reelleren Geschenke,

und

und eine Andeutung, daß er von ihren häuslichen Umständen und von der geheimen Unterhaltung ihrer Liebsten völlig unterrichtet wäre; öfters nannte er sogar die verschiedenen Taufnamen der Kinder, die dieses oder jenes Geschenk haben sollten. Mannichmal machten die Geschenke auch Anspielungen auf das Gewerbe, das die Eltern der Liebsten trieben.

Der König konnte es nicht gut leiden, daß man ihm wegen kleiner Auslagen Rechnungen einreichte, und hatte dagegen die Gewohnheit, Männern, die ihm Aufträge besorgten, jährlich ein verhältnißmäßiges Geschenk an Gelde zu geben. So bekam auch Quintus, der des Königs wegen Correspondenz führte, und mannichmal Bücher und andere Sachen verschreiben mußte, jedesmal

zum

zum Neujahrsgeschenk 2000 Thaler. Quintus, der hierauf gewiß rechnete und bisweilen schon Schulden darauf machte, erhielt einmal von seiner Schwester aus Potsdam am Neujahrsabende einen Boten in Berlin, der von diesem Gelde den andern Tag zur nöthigen Befriedigung der Gläubiger etwas zurück bringen sollte. Als Quintus am Neujahrsmorgen dem Könige wie gewöhnlich gratulirte, und nur zu gewiß glaubte, daß der König nach seiner Gewohnheit, ihm die 4 Röllchen, jedes zu 100 Friedrichsd'or, einhändigen würde, so langte der König eine neue Kleiderbürste hervor, und sagte: Ein so schöner Wunsch ist wohl ein Geschenk werth. Sieht er! Hiermit kann er sich bürsten und sauber halten, so daß er nicht nöthig hat, sonst jemanden an seinen Leib kommen zu lassen. Acht Tage nachher aber ging das gewöhnliche Geschenk von 2000 Thaler dennoch ein.

Zu den im 4ten Theile dieser Sammlung erwähnten Umständen, wodurch der Kammer-Präsident von Münchow sich bey dem König so beliebt gemacht hat, ist noch Folgendes hinzu zu setzen. Er erhielt vom Könige Friedrich Wilhelm die gemessensten Befehle, seinem hohen Staatsgefangnen, dem Kronprinzen, des Mittags nicht mehr als 3, und des Abends 2 Schüsseln anrichten zu lassen. Er ließ aber große zinnerne Schüsseln verfertigen, von denen jede vier Abtheilungen hatte, so daß also vier besondere Gerichte servirt werden konnten.

Auch der General von Fouquet, der bis an sein Ende des Königs Gunst genoß, machte sich in Cüstrin dem Könige auf folgende Art vortheilhaft bekannt. Der damalige Kronprinz vertrieb sich gern die Zeit

mit Lesen; der Wachthabende Officier hatte aber gemessenen Befehl, um 8 Uhr Abends ihm die Lichter auszublasen. Den ersten Abend nach dieser eingegangenen Ordre erinnerte der Officier den Kronprinzen, er möchte zu Bette gehen; und als dieser ohne darauf zu merken fort las, so löschte der Officier die Lichter aus, und bekam dafür eine Maulschelle. (Der Officier schoß sich den andern Morgen todt.) An eben dem Tage hatte Fouquet die Wache, und ein jeder war in Erwartung, was der Prinz diesen Abend thun, und wie sich Fouquet dabey verhalten würde. Dieser kam schon vor 8 Uhr in des Kronprinzen Zimmer, packte auf dessen Tisch ein Feuerzeug und zwey große Wachsstöcke aus, und erwartete so den Glockenschlag 8, löschte wirklich die Lichter aus, schlug darauf von neuem Feuer an, zündete die Wachsstöcke an, und

wünschte dem Kronprinzen eine angenehme Ruhe.

Die Bauern eines Dorfes im Magdeburgischen, welches zum Kloster Bergen gehört, überredeten den Abt, daß er die Elbfischerey, welche ein Fischer und dessen Voreltern schon seit undenklichen Jahren in Pacht gehabt hatten, demselben nehmen, und ihnen in Pacht übergeben sollte. Glücklicherweise fing dieser Fischer einen sehr großen Lachs, ging damit nach Leipzig, wo der König 1759 Winterquartier hatte, und überreichte ihn mit einer Bittschrift, worin er anhielt, der König möchte dem Abt befehlen, daß er ihn in seiner Pacht ungestört liesse. Der König ließ den Fischer tractiren, ihm vom Kammer-Husar Martin für den Lachs 30 Thaler auszahlen, und die

Bittschrift zurück geben, worunter er mit eigener Hand geschrieben hatte:

Der Abt muß beten,
Die Bauern pflügen,
Der Fischer fischen

Friedrich.

Der König ließ einen seiner Kammerlakayen, der zu roh und ungebildet war, einen Maitre halten, und fragte ihn nach einiger Zeit, was er denn nunmehr schon alles gelernet hätte? Dieser antwortete, er lerne französisch, und sagte zum Beweise seines Fleißes unter andern, was in dieser Sprache ein Ochse, ein Esel, Schwein u. s. w. hieße. Der König lachte über seine Einfalt, und antwortete: Nun brav! daß du dich vor allen Dingen nach deinen Freunden erkundigt hast.

Der König ließ sich einen Vorleser aus Paris verschreiben, und es kam einer Namens le Beye an. Ob er gleich nicht sonderlich mit ihm zufrieden war, so behielt er ihn doch auf eine kurze Zeit bey. Dieser le Beye ließ seine Frau aus Paris nachkommen, welche einen Begleiter Namens Cervelle (Gehirn, Verstand) mitbrachte. Der König, der diese Neuankommenden auf dem Thorrapport gelesen hatte, gratulirte des Abends, als Monsieur le Beye zum Vorlesen nach Sans-Souci heraus kam, ihm, daß seine Frau glücklich angekommen wäre, und zugleich den ihm höchstnöthigen Verstand mit gebracht hätte.

Während des siebenjährigen Krieges hatte sich das Wild auf der Potsdammer Insel sehr vermehrt, und die jungen Officiere

in

in Potsdam hatten in den ersten Jahren des Friedens die Gewohnheit die Hasen mit Pferden zu hetzen, und mit der Peitsche todt zu hauen, welches sie buxiren nannten. Als dieses Vergnügen zu sehr überhand nahm, beklagten sich die Remisenjäger beym Könige, und stellten ihm vor, auf die Art würde alles Wildpret verscheucht, und sie würden in der Folge die Königl. Küche nicht damit versehen können. Der König antwortete aber: das ist eine üble Gewohnheit; aber habt nur Gedult, ich wette, wir haben noch immer Hasen, wenn die Officiere längst keine Pferde mehr haben werden. Diese Vorhersagung des Königs ging auch nur zu richtig in Erfüllung; denn viele von den Officiern setzten sich durch Ankaufung und Zuschandenreiten theurer Pferde so sehr in Schulden, daß einige unter ihnen zuletzt gar keine Pferde mehr halten konnten.

Der König war gewohnt, seine neue Stiefeln jederzeit einem seiner Kammerlakayen zum austreten zu geben, und legte die alten nicht eher ab, als bis sie gänzlich unbrauchbar waren.

Im siebenjährigen Kriege ließ sich einst der König in Breslau ein Paar neue Stiefeln machen, und übergab sie dem gewöhnlichen Kammerlakayen, vergaß aber solche zu fodern. Da er nun aus Breslau aufbrach, foderte er die neuen. Der Kammerlakay aber hatte sie bereits über 2 Monath getragen, so daß die Sohlen nicht allein abgetrennt, sondern auch zerrissen waren. Sie wurden also in der Art von dem Kammerlakay dem Könige gereicht. Da er sie noch schlechter wie die alten fand, so fragte er: Sind das meine neuen Stiefeln?

Der Kammerlakay. Ja Ihro Majestät!

Der König. Sie sind ja zerrissen! und du solltest sie nur austreten.

Der Kammerlakay. Das hab' ich auch gethan, Ihro Majestät.

Der König erwiederte mit der größten Gelassenheit: „Das seh' ich! gib' mir nur meine alten wieder her, und schaff mir in 14 Tagen ein Paar andere. Diese kannst du behalten. Aber tritt mir die neuen nur nicht wieder so aus, wie diese, sonst mußt du sie bezahlen.“

Einst fiel das Gespräch bey der Tafel des Königs auf Leibgerichte. Ein hoher Officier lobte den Baumkuchen, und zog solchen allem andern vor, besonders wenn er ihn bey guter Musik essen könnte. Der König merkte sich dies, gab den folgenden Tag Befehl, einen Baumkuchen so groß es nur

immer möglich wäre, und von gutem Geschmack zu verfertigen. Da nun dieser Officier zu Potsdam im rothen Adler nahe am Schloß wohnte, so überschickte der König den Kuchen des Morgens durch viele Bediente, die ihn in Procession tragen mußten, vorher aber hatte er 25 Hautboisten bestellen lassen, und befohlen, daß jeder vor dessen Zimmer einen besondern Gassenhauer eine ganze Stunde lang zu spielen, z. E. Jungfer Lieschen weißt du was ꝛc. Höre Gretchen nur zwey Worte ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Da der Officier dies hörte, ging er hinaus und gab den Spielleuten 5 Friedrichsd'or, und bat nur aufzuhören. Sie nahmen das Geld, spielten aber auf Befehl des Königs ihre vorgeschriebene Stunde durch, und der König stand am Fenster, und sah dies mit vielem Lachen an.

Bey seiner Anwesenheit in Berlin ritt der König einst gegen Mittag vom Schinkenplatz durch die Wallstraße, und da gewöhnlicherweise ein Aufpasser von der Wache an der Spitalkirche gestellt wird, um bey Zeiten Heraus zu rufen, so sah der König, daß dieser mit dem Rücken nach der Wallstraße stand, und die Kirche betrachtete. Der König, der Willens war, nach der Gertraudten-Brücke zu reiten, ritt jetzt gerade auf die Kirche zu. Der Aufpasser, der ihn erst gewahr ward, da er schon neben ihm war, wurde ganz bestürzt, und blieb wie versteinert stehen. Der König fragte ihn: „Was machst du hier?"

Der wachthabende Soldat. Ihr Majestät! ich bin hier zum Aufpassen hergestellt, um bey Zeiten Heraus zu rufen, und jetzt, —

Hier fiel der König ihm ins Wort und sagte: „Nun so rufe Heraus, ich reite „langsam, unter der Zeit werden sie „genug ins Gewehr kommen, dann hast „du keinen Verdruß von deinem Of„ficier.“

Da der König einst in Pommern Revüe hielt, und nach Endigung derselben wieder in Stettin nach seiner Wohnung ritt, stand nahe vor dem Berliner Thor eine Kaufmanns-Tochter mit ihrem kleinen Hund, um den König in der Nähe zu sehen. Aber eben fing der Monarch an, schnell zu reiten, und der kleine Hund lief dem Pferde nach, und fiel ihm öfters in die Hinterfüße. Ein Feldjäger, der dem König folgte, nahm seine Parforce-Peitsche, und hieb nach dem Hunde, so daß sich die Peitsche um den

Hund schlang, und alles Schüttelns ungeachtet nicht los kommen konnte. Das erbärmliche Geschrey des Mädchens und des Hundes machten, daß sich der König umsah, und da er bereits den Jäger abgestiegen und mit Losmachen des Hundes beschäftigt fand, so äußerte er seinen Unwillen gegen ihn, und sagte zu dem Mädchen: „Sey sie nur ruhig mein Töchterchen, geh' „sie nur zu Hause, ich werde ihr den „Hund schicken, und alles wieder gut „machen." Der Jäger mußte den Hund auf dem Pferde mit nach der Stadt nehmen, und kaum in einer Stunde brachte ihr ein anderer Jäger dem Hund, nebst 10 Stück Friedrichsd'or ins Haus, mit der Versicherung Königlicher Gnade. Der Feldjäger aber, der nach den Hund gehauen hatte, mußte drey Tage in Arrest.

Vor einigen Jahren reiste der König durch Grüneberg, eine wegen starken Weinbaues bekannte Schlesische Stadt. Der Magistrat überreichte in Corpore und tiefster Ehrfurcht eine Flasche alten Wein von dasigem Gewächs. Der König nahm das Glas an den Mund, setzte es aber geschwind wieder weg, und sagte: gut, recht gut; wohl dem der ihn nicht trinken darf!

Einige Meilen vom angeführten Orte, (in Krossen) hielt bekanntermaßen der Monarch die jährliche Musterung stets des Morgens früh bey Anbruch des Tages — Der Kammer-Husar hatte Befehl, den König Schlag 2 Uhr zu wecken. Dies geschah, das Wetter war aber überaus stürmisch, und es regnete sehr. Der König noch sehr ermüdet, sagte, indem er aufstand: Ach! wär ich doch nur ein Kriegsrath geworden!

Bey

Bey der ersten Vermählung des jetzt regierenden Königs Majestät war ein reicher Engelländer nach Charlottenburg gekommen, um nicht allein den vielen und großen veranstalteten Feste mit beyzuwohnen, sondern auch hauptsächlich den großen Friederich zu sehen.

Den Abend, da der sogenannte Fakkel-Tanz gewesen war, und der König in sein Zimmer gehen wollte, stand dieser Engelländer am Rücken des Königs rechter Hand, legte seine linke Hand demselben auf die Schulter, und fragte: „Um Vergebung, mein Herr! ist der König nicht gegenwärtig? „O Ja! erwiederte der König, sind Sie etwa ein Fremder, daß Sie ihn nicht kennen?"

Der Engelländer. Ich bin aus London hierher gekommen ihn zu sehen, und bis jetzt habe ich noch nicht das Glück gehabt.

Der

Der König. Verziehen Sie nur einen Augenblick, ich bin hier bey Hofe sehr bekannt; ich will nur auf eine kurze Zeit in das andere Zimmer gehen, und Sie sollen gestehen, daß ich Ihnen Gelegenheit geschaft habe, den König nicht allein zu sehen, sondern auch zu sprechen. Mit diesen Worten ging der König in das gerade entgegenstehende Zimmer. Viele vom Hofe und in Galla gekleidete Lakayen folgten ihm; einer von den letztern, der gesehen hatte, daß der König mit diesem Fremden gesprochen, fragte: „Um Vergebung, was hat der König mit Ihnen gesprochen?' Der Engelländer stutzte gewaltig, und sagte: „Der König mit mir gesprochen?"

Der Lakay. Ja! Mein Herr, der König.

Der Engelländer. Also war das der König von Preußen, um den ich haupt-

sächlich so weit her gereiset bin? Freund! Sie machen, daß ich selbst nicht weiß, wo ich bin, und hiermit fielen ihm vor Freuden Thränen aus den Augen, und er sagte: Nun bin ich recht glücklich, ich habe den großen Friedrich gesehen! Und drückte dem Lakayen eine Banco Note von 50 Pfund Sterling in die Hand, und eilte, ehe sich dieser besinnen konnte, davon.

Am folgenden Tages, da auf dem Schlosse öffentlich gespeiset wurde, ward der König diesen Engelländer gewahr, welcher gerade gegen ihm über stand. Dieser verweilte so lange, bis der Monarch die Tafel verließ, und drang sich ihm an die Seite, um ihn nochmals recht ansehen zu können. Dies merkte der König, sah ihn sehr freundlich an, und sagte: „Hab' ich mein Wort gestern Abend nicht ehrlich gehalten?"

Ein

Ein sonst geschickter Kandidat, welcher schon seit vielen Jahren sich mit dem sehr mühseligen Privat-Unterricht erhalten hatte, meldete sich bey allen erledigten Predigerstellen, aber vergeblich. Ihm ward stets ein Vetter oder anderer Verwandter von angesehenen Männern der Stadt vorgezogen. Dessen ward er überdrüßig, und entschloß sich, seine Noth dem König zu klagen. Er reiste nach Potsdam, und stellte sich auf dem Paradeplatz, wo der Monarch die Wachtparade in Augenschein nahm, und von vielen Generalen und Flügeladjutanten begleitet war. Hier wollte nun der Kandidat des Königs Aufmerksamkeit auf sich ziehen; er sah daher fast jeden Officier mit forschendem Blick an. Dem Monarchen entging selten etwas, und so auch dieser Mann nicht. Er schickte einen Flügeladjutanten zu ihm, und ließ ihn fragen: wen er suche?

Er gab diesen Abgeschickten zur Antwort: „Er suche einen Vetter". Da der König dies hörte, schickte er abermals zurück, und ließ fragen: Wie er heißen solle? er gab wieder zur Antwort: Er wüßte es nicht. Auf diese erhaltene Berichte, trieb die Neugierde den König an, ihn selbst zu sprechen, und er mußte also gleich zum König kommen. Dieser erzählte dem Könige, wie es ihm jederzeit ergangen sey, und er glaube also schwerlich ohne einen ansehnlichen Vetter eine Pfarre zu erhalten, deshalb bemühe er sich einen solchen Vetter zu finden. Hierüber lachte der König, und befahl, daß er um 3 Uhr aufs Schloß kommen sollte. Der König hatte unterdessen einen gelehrten Prediger um eben die Zeit zu sich bestellen lassen, und da sie beyde in sein Zimmer traten, sagte er zu dem gelehrten Geistlichen: „Examinire Er mir doch einmal hier meinen Vetter; ich will hören,

ob er kann Prediger werden? Dies geschah sogleich, und da dies vorbey war, fragte der König: „Nun mein lieber **** wie findet Er diesen Kandidaten?“

„Sehr gut Ihro Majestät!“

Der König: „Nun so will ich, daß man diesen meinen Vetter, der die Fähigkeit hat ein Predigtamt zu bekleiden, die erste convenable Vacance ertheile.“

Dieser Befehl ward sogleich dem Consistorium bekannt gemacht, und er erhielt kurz darauf eine sehr einträgliche Pfarre.

Der König war ein Feind aller Schmeicheleyen. Im Jahr 1740, da er seinen ersten Feldzug eröffnete, wurde auf einem Marsch nahe an der Schlesischen Gränze in einer kleinen Stadt bey einem Justiz-Bürger

sein

sein Quartier bestellt. Dieser Mann glaubte, seinen Monarchen mit einer kleinen Anrede bewillkommen zu müssen. Er bereitete sich hierzu so viel ihm die Zeit erlaubte. Der König kam, und der Wirth fing seine Rede an, worin er denselben zum öftern einen siegreichen Helden, Ueberwinder und Alexander nannte. Der König hörte ihn mit vieler Geduld an, und sagte da die Rede geendiget war: „Mein Hochzuehren„der Herr Bürgermeister, Er ist ein wun„derlicher Mann! Er hat noch nichts siegrei„ches von mir gehört, und zukünftige Dinge „sind mir und Ihm verborgen. Leb er wohl!“ Hierauf ging der König in sein für ihn zubereitetes Zimmer, und bezeigte sich sehr unwillig, daß man ihn hier einquartiert hatte.

* *
*

Im lesenden Publikum hat sich allgemein das Gerücht verbreitet, als ob der Herr Legationsrath Rekkert der Herausgeber dieser Anekdoten sey. Da besagter Herr aber viel zu bescheiden und gerecht ist, als daß er sich das etwanige Verdienst zueignen möchte, das der wirkliche Herausgeber um das Publikum haben könnte, so wird diesem Gerücht hiermit förmlich widersprochen. Der Herr Legationsrath Rekkert hat zwar einige zum Theil schon sonst wo gedruckte Anekdoten zu diesen Sammlungen beygetragen, hat aber sonst nicht den geringsten Antheil an der Herausgabe derselben.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Friedrich II., Preußen, König, 1712-1786

Anekdoten und Karakterzüge aus dem Leben Friedrich des Zweiten

Bd.: 12.

Berlin (1788)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Caps.126(13
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11087806-1
VD18 80341985-001